

17]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Stjoldborg.

Es ist ganz spannend. Aber alle haben die Empfindung, daß es auf die Dauer nicht so weiter gehen kann.

Er selber ist stets guter Laune und unbekümmert. Aber von unten her fängt die Sache an faul zu werden.

Amalie ist mißtrauisch geworden, ob die neuen Leute auch verheiratet sind, wirklich verheiratet. Sie sagt es der Sows, und die Sows teilt es der Volette mit, und Volette gibt die Neugier weiter, und so fliegt das Gerücht hin und her in den niedrigen grauen Häusern, und es klingt wie das Ticken vieler Telegraphenapparate.

Und von oben her zieht es sich über seinem Haupte zusammen wie eine Wolke.

Der Kammerherr trifft den Verwalter. „Hält er dieses pöbelhafte Blatt immer noch?“ fragt er.

„Ja!“

„Aber Mensch, haben Sie ihm das denn nicht verboten?“ Der Kammerherr ist ungeduldig.

„Doch, aber er fragte mich nur, ob ich nicht einige Exemplare leihen wolle, dann würde ich sehen, daß es das einzige Blatt sei, das die Wahrheit zu schreiben wage. . . Das ist der schlimmste Kerl, mit dem ich je zu tun gehabt habe!“ ruft der Verwalter.

Der Kammerherr geht unruhig hin und her. „So, aber sagt ihm, daß ich es verbiete!“

„Das habe ich gesagt — doch er hat mich zu grüßen und dem Kammerherrn zu sagen, er möchte doch auf seine eigenen Kartoffeln passen!“

„Um! Was sind das für Zeiten, Hansen, in denen wir leben! Hat man je dergleichen gehört! . . . Diese Volksaufwiegler!“ Der Kammerherr droht mit seinem Ellenbeinstoß in die Luft. „Sie müssen diesen Menschen entfernen, Hansen! Sobald als möglich! Aber“ — er denkt nach — „aber nicht gewaltsam, Hansen, nicht gewaltsam. Sie wissen, ich bin mehr für das humane Vorgehen.“

Dann, eines Tages werden die großen Heudiemen eingefahren.

Der Kammerherr kommt von der Fasanerie in seinem braunen, englischen Anzug mit der funkelnden Diamantnadel in dem schwarzen Schlips. Beim Umbiegen um die Ecke des Stierhauses gewahrt er seine Leute, die ganz ruhig mit geradem Rücken und ohne eine Hand zu rühren, dastehen und hören. Und der neue Mann steht oben auf dem Diemen in seiner an den Händen ausgefransten Bluse und gestikuliert mit den Armen beim Reden.

Der Kammerherr erstarrt. Aber er beschleunigt trotzdem nicht seine Schritte, sondern hält das langsame, würdige Tempo inne.

Die Leute fliegen an die Arbeit, als sie ihn gewahrt werden.

Er steht still.

„Hören Sie, mein Bester, wollen Sie so freundlich sein, mein Gut augenblicklich zu verlassen!“ Die innere Erregung zittert hinter der ruhigen Form.

„Natürlich, wenn ich meinen Lohn bis Mai bekomme, wird es mir ein Vergnügen sein!“

„Sie können Ihr Geld auf dem Kontor erheben. Morgen früh soll ein Wagen Sie hinfahren, wohin Sie wollen. Aber Sie müssen sofort mein Gut verlassen!“

„Ja, dies Sklavennest ist auch nicht gerade angenehm.“

„Doch, aber Sie können glauben — das wird noch immer schlimmer!“ lächelt der neue Mann.

Da verliert der Kammerherr einen Augenblick seine Selbstbeherrschung. Er zittert. Bald ist er rot, bald blaß. Er erhebt den Blick, als suchte er Weistand von oben: „Daß man dergleichen dulden muß! Daß man solchen Schlingel nicht einsperren kann!“ zischt er beinahe durch die zusammengepreßten Zähne — und entfernt sich eilig.

Aber der Neue ruft ihm nach: „Ja, es ist jammerjchade, daß das hölzerne Pferd abgeschafft ist!“

Es gibt dem Kammerherrn einen Ruck, aber er setzt doch seinen Weg fort, ohne sich umzusehen.

Der Holt sieht den Neuen an, und seine schwarzen Augen strahlen in flammender Bewunderung.

Krän Sows aber sagt mitleidig: „Nun bist Du doch unglücklich, Du armer Mann!“

„Ach du lieber Himmel, Ihr guten Menschen!“ ist die lächelnde Antwort. „Ihr glaubt wohl, Gyldholm sei die ganze Welt! — Wann werdet Ihr einmal aufwachen!“

Am nächsten Tage stapelt der Neue seine Siebensachen auf einen Wagen.

Es läuft ein Weg um Gyldholm herum, aber es geht auch einer mitten durch das Gut. Der Kutscher verspricht, den letzteren zu wählen.

Als dann der Wagen um die Siebelecke schwingt, wo zwei Gebände zusammenstoßen, ergreift der Mann seine Harmonika und beginnt zu singen:

„Auf, Brüder! Herbei! es tagt im Ost. . .! Und zwischen den Scheunen und Ställen des alten Gutes schallt und hallt das auführerische Lied, daß die Leute mit der Arbeit innehalten.“

Der Kammerherr aber, der unterwegs ist, macht plötzlich kehrt und entfernt sich in der Richtung nach dem Parke zu.

Noch als der Wagen längst den Gutshof verlassen hat und die Allee hinunterfährt, kann man oben auf dem Fuder den verjagten Gänser eifrig die Harmonika ziehen sehen und noch hört man den Refrain: „Herbei drum zur Arbeit! Leben oder Tod!“

10.

Die sozialistischen Harmonikallänge sind über Gyldholm hingezogen wie eine Schar Wildgänse, die auf der Wanderung sind.

Der Holt hat wohl den Kopf erhoben und den vorüberziehenden Tönen der Lust gelauscht; aber er hat ihn wieder gesenkt.

Die Töne erstarben auf dem Hintergrund dumpfer, arbeitscharter Stunden, die zu einformigen Tagen wurden, klanglos und nebelgrau, wie Decken von Filz. Winter und Sommer lösen sich ab.

Die Arbeiter auf Gyldholm setzen ihr Zusehleben fort wie gewöhnlich. Wie Ameisen in den vielen Doffnungen hin und her laufen und sich stets nur eine bestimmte Strecke vom Haus entfernen, genau so kommen die Leute von Gyldholm aus den Toren, Doffnungen und Türen hervor, um wieder dorthin zurückzukehren, wenn sie ihre Eggen und Pflüge bis zu dem bewachsenen Knick geführt haben, der nach dem Bauernland hin die Grenze bildet. Ein Tag ist wie der andere.

Das ganze Leben regelt sich nach den vergoldeten Zeigern der Schloßuhr.

Und der Fußsteig zwischen dem Gutshofe und den Kätnerhäusern wird tiefer und tiefer. —

Ein großes, abschüssiges Feld, das sich bis zu dem tiefer liegenden Wäldchen erstreckt, ist dicht mit jungen, blaugrünen Rübenpflanzen, mit gelbem Ackerent und allerhand Unkraut besetzt, und alles ist kräftig emporgeschossen an den sonnenhellen Tagen des Frühsummers.

Auf diesem Rübenfelde kriechen Weiber und Kinder, Seite an Seite, in langer Reihe.

Am Ende des Feldes haben die Mütter ihre Kinderwagen stehen, denen sie einen kurzen Besuch abstatten, wenn die Schreie von dorthin gar zu heftig werden; eine einzelne Mutter schiebt ihren Wagen in der Furche vor sich her.

Diese Leute verbringen ihren Tag: Erde zwischen den Händen, die glühende Sonne auf dem Rücken und die Nase dicht über den scharfen Duffen, die den herben Säften der ausgezogenen Kräuter entströmen.

Alle Tage von früh bis spät, mit einzelnen Zwischenräumen, kriecht die Reihe arbeitend weiter über den großen, grüngelben Abhang, der allmählich zu langgestreckten, erhöhten Reihen schwarzer Erde wird, auf deren Rücken schwache Rübenpflanzen schwanken, und unten zwischen den Reihen liegt halbverwelktes, ausgejätetes Kraut, gepreßt und zerdrückt von kriechenden Knien.

Währenddem sind die Kätnerhäuser verlassen von jeglicher männlichen und weiblichen Arbeitskraft. Nur die kleinen Kinder sind allein zurückgeblieben in der langen, grauen Gänserreihe.

Daheim in Her Holts Wohnung sind drei, Anna, Peter und Paul. Ein Säugling liegt in der Wiege, und der größte Junge ist mit der Mutter in den Küben.

Anna, Peter und Paul sitzen auf der Steintreppe und baden Torten aus Sand.

Dann steht der kleinste Junge auf und trippelt unruhig hin und her.

„Adda! Adda!“ — nupf mir Hose auf!“

Er wird immer unruhiger, packt die Hand der Schwester und wiederholt: „Adda! Adda!“

Anna ist ihm behilflich.

Paul entfernt sich.

Die anderen spielen weiter.

Als Paul fertig ist, entdeckt er eine Aute, die er hin und her schwingt und dann trippelt er los, den Weg hinab, wobei ihm die offene Hosentasche um die Beinchen baumelt.

Er legt sich hin und schlägt mit den kleinen Händen in den von der Sonne getrockneten Wegstaub, der so fein wie Mehl ist. Je mehr Staub er aufwirbelt, desto mehr lacht er. Er selber wird von oben bis unten mit Staub bedeckt, und in der Feuchtigkeit, die aus seiner Nase rinnt, sammelt er kleine Küben. Dann nimmt er eine Handvoll, die er sich auf den bloßen Hals unter das Hemd gießt. Und Handvoll auf Handvoll gießt er hinein und lacht dazu über das ganze Gesicht.

Die anderen beiden erheben sich von der Steintreppe, bürfen sich oberflächlich ab und blicken sich um, als überlegten sie, was jetzt anzufangen sei.

Es ist, als hätte Anna eine Idee. Sie läuft auf eine Leiter zu, die im Hofe an ein Halbdach angelehnt steht, und klettert daran empor. Sie kann das Dach auch erreichen und ist entzückt.

Peter klettert hinter ihr die Leiter hinauf, und sie hilft ihm auf das Dach. Dann kriechen sie beide auf dem Bauche das geteerte Pappdach hinauf, das weich ist von der Sonnenwärme. Sie umklammern mit den Händen die scharfe Dachkante und liegen nun dort und spuden über die steil abfallende andere Seite hinunter. Dabei schlagen sie hintenaus mit den Füßen. So lange liegen sie dort, daß Peters Weste im Leer flieben bleibt.

Er fängt an zu weinen und ist ganz unglücklich. Anna hilft ihm, sich zu befreien. Aber im selben Augenblick rollt er vom Dach herunter, stürzt über den Rand und fällt in einen Stapel Brennholz, der umstürzt und zwischen den Holzstüden rollt er in den Hof.

Sofort springt er aber wieder auf und sieht ganz verdutzt aus. Aber plötzlich bricht dieses erstaunte kleine Gesicht in ein schallendes Gelächter aus, das Anna oben auf dem Dache beantwortet.

Inzwischen ist Paul, auf der Straße liegend, eingeschlafen. Sein blondlockiges Köpfchen ruht auf seinem Arm und gleichmäßig tiefe Atemzüge heben seine Brust.

(Fortf. folgt.)

Die Kinderfrage.

Jugend und doch von drängender Wissbegierde geleitet, tastet sich der kleine Mensch in die große, ihm fremde Welt hinein. Alles, was vor ihm ausgebreitet liegt, ist Neuland, das entdeckt, erforscht und erobert sein will. Auge und Ohr schiden ganze Heere von Kundschaftern und Spähern aus, und tausend Fragen öffnen tausend verschlossene Pforten. So setzt er seine Füße vorwärts, Schritt für Schritt, der kleine Forscher und Eroberer, und macht sich allgemach zum Herrn der Welt.

Die Kinderfrage steht am Anfange der bewußten Erziehung des Intellekts. Sie ist der herbede Zeuge dafür, daß das Kind anfängt, sich zu den Dingen seiner Umwelt in ein bestimmtes Verhältnis zu setzen. Der geistige Akklimatisationsprozeß kündigt sich an. Oder, wenn man will: Der Verdauungsprozeß, der nötig ist, um die Kultur, die uns umgibt und deren Erbe jeder einzelne ist, zu verarbeiten, zu verdauen und so zum Eigentum zu gewinnen. Sehr frühzeitig setzt dieser Prozeß ein.

Während James Sully als den Beginn des Fragealters etwa das Ende des dritten Jahres ansieht und Preyer bei seinem Knaben nach zwei Jahren 4 Monaten, Volkol bei seinem Töchterchen nach einem Jahre elf Monaten unverkennbare Fragestellungen beobachteten, konnten die Kinderpsychologen Clara und William Stern feststellen, daß ihre Tochter Hilde mit einem Jahre 6 Monaten „das! das!“ oder „is'n das?“ ihr Sohn Günter mit einem Jahre 7 Monaten „das? das?“ in fragender Betonung rief. Lindners Tochter fragte mit einem Jahre 6 Monaten „is'n das?“, und Major teilt mit, daß sein Knabe mit einem Jahre 11 Monaten „eine Manie entwickelte, die Dinge zu benennen, als wenn er anderen ihre Namen

sagen wollte“. Hanna Neugebauer hörte bei ihrem Sohne Rafael mit einem Jahre 7 Monaten die erste Frage nach dem Namen der Dinge aufstehen. Er zeigte voll Eifer auf einen Stein, ein Buch usw. und rief „das! das!“ Die Mutter wußte zunächst damit nichts anzufangen, bis sie später erkannte, daß sie es mit kindlichen Fragen zu tun hatte. Scupins Sohn fragte schon mit einem Jahre einem Monat nach dem Namen der Dinge. In der Wohnung der Großeltern zeigte er unermüßlich auf Dinge, die ihm fremd und darum interessant waren und sagte im Frageton: da? da?, es sollte wohl heißen: was ist das?“ Als erste deutliche Frage machte sich mit zwei Jahren einem halben Monat der Ruf: „Was das?“ bei Geräuschen bemerkbar; kurz darauf folgten Fragen: „Is'n das?“, „kommt denn da?“

Die Frage mit Was? was ist? was tut? ist in der Regel die erste, womit das Kind den kleinen Kreis seines Vorstellungs- und Wortschlages zu erweitern strebt. Sei es, daß es von ganz neuen Tatsachen Besitz ergreifen will, sei es, daß es ihm gilt, an bereits vorhandene bekannte Tatsachen neue anzureihen und anzuknüpfen, um zu einem begrifflichen Ganzen zu gelangen. Gleich einem eifrigen unermüßlichen Sammler greift und haßt das Kind nach jedem Namen, eilt es von Punkt zu Punkt, von Wort zu Wort, um fortgesetzt neues Material für seine geistige Welt zusammenzutragen, aufzuspeichern, einzuordnen. Sully erzählt von einem Jungen, der im Alter von drei Jahren neun Monaten seine Mutter mit folgenden Fragen überfiel: „Was fressen die Frösche und Mäuse und Vögel und Schmetterlinge? und was tun sie? und wie heißen sie? Wie heißen alle ihre Häuser? Wie nennen sie ihre Straßen, Plätze usw.?“ Fürwahr, ein starker Drang nach geistiger Bereicherung, ein sich fast überstürzender Eifer, eine wahrhafte Wissbegierde!

Die Namengebung ist die erste Herrschertat, sagt Penzig, die von der moaischen Schöpfungsgeschichte dem Menschen der Natur gegenüber zugeschrieben wird. Und in der Tat ist diese Namengebung auch eines Herrschers würdig. Mit dem Augenblicke, wo der Mensch sich innerlich gezwungen findet, eine zunächst doch völlig subjektive Erscheinung zu benennen, anstatt sie mit dem erstaunten und stupiden Ah! des Wilden an sich vorübergehen zu lassen, mit diesem Augenblicke erkennt er an, daß es andere fühlende, wollende und denkende Wesen neben ihm gibt, mit denen er bereit ist, sich zu verständigen; er läßt die Erscheinungen nicht unangefochten vorübergehen, sondern faßt sie mit seinem Worte, umspannt ihre Vielheit mit dem eisernen Reif seines Begriffes, stempelt das vorüberflüchtende Exemplar aus der Herde der Erscheinungen mit seinem Herrschernamen.

Auf die Namen- und Tatsachenfrage folgt meist die Entscheidungsfage, die zwischen Ja und Nein das Nichtige zu finden sucht. Aus ihr spricht noch die Unentslossenheit der mangelnden Erfahrung und das starke Gefühl der Abhängigkeit vom elterlichen Willen. Sterns Kinder sagten mit einem Jahre zehn Monaten „hol de schinken, ja?“ und mit zwei Jahren einem Monat „bist du mude?“ Lindners Sohn fragte mit zwei Jahren drei Monaten „di essen darf ich?“ Und Hanna Neugebauer beobachtete bei ihrem Rafael mit einem Jahre neun, zehn und elf Monaten die Fragen „trinken kannst?“, „Mutil böse?“, „hast Geld?“

Eine Sache, die klar und entschieden ist, pflegt ihren bestimmten Platz zu haben. Das kleine Gehirn schafft Ordnung in der Menge der Namen und Dinge, die es gesammelt hat, und weist jedem einzelnen Objekt seine Stelle in der Reihe zu. Da gehörst du hin! Fehlt es an seinem Platze, so reagiert der suchende und nachprüfende Verstand mit der Frage Wo? wo ist, wo hat? Die Ortsfrage stellt sich ein und erweitert sich bald zu Woher? wohin? Preyers und Lindners Sohn fragten mit zwei Jahren drei Monaten nach dem Orte, Scupins Dubi mit zwei Jahren zwei Monaten, der kleine Neugebauer mit einem Jahre neun, Hilde Stern sogar schon mit einem Jahre sieben Monaten.

Das am äußerlichen haftende Wo? wird bald ergänzt durch das mehr ins Innere eindringende Wie? Das Denkleben des Kindes vollzieht damit einen weiteren Schritt vorwärts. Die Erkenntnis nimmt an Vertiefung zu. „Wie geht das?“, „Wie ist denn das?“ So sprudeln die Fragen in rascher Folge hervor. „Wie geht das Radel abzumachen?“ fragte Rafael mit zwei Jahren drei Monaten, „wie macht das?“ forschten die meisten Kinder dieses Alters, nachdem sie erfahren haben, daß das Messer schneidet, das Feuer brennt, die Nadel sticht, der Hund bellt. Eine Reihe bestimmter Wahrnehmungen hat sie mit den Dingen der Umwelt und deren Eigenschaften vertrauter gemacht und den geistigen Horizont um zahlreiche Vorstellungen bereichert, die ein „machen“, ein Tun, eine Aktivität bedeuten. Für ein Kind ist nichts interessanter, sagt Sully, als die Erzeugung der Dinge. Wie viele Stunden verbringt es nicht in der Verwunderung darüber, wie die Kiesel, die Sterne, die Vögel, die kleinen Kinder geschaffen werden. Dieses lebhafteste Interesse an der Produktion ist in hohem Grade ein praktisches. Es ist eins der größten Vergnügen der Kinder, daß sie selbst instande sind, Dinge zu machen, und dieser Wunsch nach Formgebung führt natürlich auf die Unterfuchung über die Art des Hervorbringens. Die Frage: „Wie macht das?“ kennzeichnet noch die Stufe, auf der das Kind alle Dinge seiner Umwelt personifiziert — eine Stufe weiter, und die Dinge sind nicht mehr Subjekte, sondern Objekte, nicht mehr Produzenten, sondern Produkte, und die Frage Warum? warum ist das? ergibt sich als logische Konsequenz.

Mit der Warum-Frage stößt das Kind zum ersten Male an das Gesetz der Kausalität. Der Zusammenhang von Ursache und Wir-

lung tritt aus dem Dunkel seines schlummernden Bewußtseins und wird ihm offenbar. Das ist ein bedeutsamer Moment in seiner Entwicklung! „Am 1028. Tage“, schreibt Preyer von seinem Söhnchen, „wurde zum ersten Male warum? gefragt. Ich achtete mit der größten Sorgfalt auf das erste Auftreten dieses Wortes. Der Satz hieß: Warum nach Hause gehen? Ich will nicht nach Hause. Der Ursachentrieb, welcher schon vor mehr als einem Jahre sich durch eine Art Forscherthätigkeit, durch Experimentieren, und noch früher durch Aufmerksam und tat, wurde sprachlich geäußert.“ Bei Rafael Neugebauer meldete sich diese theoretische Wissbegierde viel früher schon, mit zwei Jahren vier Monaten, bei Scipius Dubi mit zwei Jahren acht Monaten durch Warum-Fragen an, während Amentis Sohn hierzu drei Jahre 1½ Monat und Hilde Stern drei Jahre zwei Monate brauchten.

Mit der Warum-Frage begibt sich das Kind, mit Penzig zu sprechen, auf das Gebiet des zureichenden Grundes für die Erkenntnis und für das Handeln. „Hier setzt uns also das unschuldige Kind psychologische Daumenschrauben an und erwartet von seinen Erziehern mit einem, sagen wir es nur offen, recht hochgespannten Optimismus, daß sie ihm für jedes Urteil, das dem Gehege ihrer Zähne entfloß, den zureichenden Grund, für jede Handlung das wahre Motiv aufdecken. Nichts ist darum auch unbequemer, als das ewige unerbittliche Warum eines gewekten Kindes.“

Unbequem oder nicht — der gewissenhafte Erzieher, der es mit der geistigen Förderung seines Kindes ernst nimmt, wird all die unzähligen Fragen, die der kleine Mund an ihn richtet, zu beantworten versuchen, mögen sie ihm oft auch sinnlos erscheinen oder an seine Nerven und seine Geduld hohe Anforderungen stellen. Es ist eine unerläßliche erzieherische Pflicht, durch richtige, klare, berechnete und willige Auskunft dem Kinde zu helfen, daß es in seiner geistigen Entwicklung die Bahn findet, die zum sicheren Ziele führt. Ungebuld und Unwille sind hier schwere Erziehungsfehler; sage lieber einmal „Das weiß ich nicht!“, versuche es, wenn du ermüdest, mit der Ablenkung, oder mache, um das eigene Nachdenken des Kindes anzuregen, einen kleinen, aber recht vorfichtigen Scherz mit einer falschen Auskunft, die freilich das Kind sogleich als solche erkennen und aus eigenem besseren Wissen — zu beiderseitiger Weiterkeit — korrigieren muß. Immer gilt es für den Erzieher, sich dessen bewußt zu sein, daß das Kind mit den Antworten auf seine Fragen wichtiges und wertvolles Baumaterial für seine geistige Welt erhält; die Fundamente seiner Weltanschauung werden daraus gefügt. Und überhaupt: Was? Wo? Wie? Warum? — in den Antworten auf diese paar Kinderfragen — liegt nicht in ihnen die Summe aller menschlichen Erkenntnis eingeschlossen?
Otto Kühle.

Der tote Knabe.

[Schluß]

Von J. P. Brochmann.

In den Nächten lag ich lange wach! O, sind die Winternächte schön! Diese kleinen, braunen Teufel, die im Sommer einem das Blut abzapsen, bleiben dann im Holzwerk. Ich froh nur ein wenig, sonst war es gut. Mein Bett bestand aus einem Haufen Lumpen neben dem Ofen. Ich rollte mein Wams zu einem Kopfkissen zusammen, doch die durchlöchernten Strümpfe behielt ich an. So krümmte ich mich zusammen und bohrte mein Gesicht in die Hand.

Das Feuer im Ofen verlösch und der Schein, der durch die Klappe kam, verschwand. Aber der Straßenlaternenchein drang durch die Ritzen der Fensterläden und bildete Streifen auf der ver-räucherten Tapete. Erst wenn die Laternen ausgelöscht waren, wurde es finster. Schwere Wogen da draußen von der Ewigkeit rollten über mich.

Dann kamen die Laute der Nacht. Ein betrankener Mann fluchte; eine heiße Stimme schrie: „Geh' mit mir, ich bin hungrig! Du!“ — „Halt' den Mund!“ tönte es dagegen mit dumpfer, verrosteter Stimme.

Vater und Mutter! Ich lag einen halben Meter von ihrem Bett, nichts Menschliches war mir fremd! Der Liebe Lust und Küsse wechselten mit dem stillen Witten und Weinen der Mutter! Und ich hörte sie flüstern über Sorgen und Hunger, die nagten.

Ich schnarchte, um sie sicher zu machen. Auch mich erwähnten sie. Mehr Prügel sollte ich haben! Des Vaters rauhe Stimme stellte sie mir in Aussicht. Er drehte sich im Bette um, als ob er aufstehen und gleich auf mich loszuschlagen wollte.

Der magere Arm der Mutter hing über die schwarze Bettlante. Er schien grau in dem Dunkel der Nacht, wie ein verwelkter Zweig. Sie hob ihn langsam auf, und ich glaube, sie legte die Hand auf des Vaters Mund, denn seine Stimme lautete dumpf.

Die Nächte waren meine beste Zeit! Allein am Morgen war ich schläfrig und schwer im Kopf und gefättigt mit Bosheit!

Vier Monate lang war ich Laufbursche. Ich stahl sowohl Eh- waren als auch kleine Geldbeträge — und wurde deshalb natürlich entlassen. Darauf wurde ich Flaschenpflücker, jeden Tag sechs Stunden in einem dunkeln, feuchten Keller, von eins bis sieben abends. Dieser Keller stank von Schmutz und Schimmel, und eine gesprungene Kloakenröhre lief unter dem Boden her.

Eines Tages schlug ich dem Wanne eine Flasche an den Kopf, und bekam einen Fußtritt, so daß ich die Kellertreppe hinaufflog.

Ich erhielt einen anderen Platz, als „Boge“ im Theater. Ich und andere Knaben mußten unter einem alten großen Tuche den Wellenschlag des Wassers markieren. Aber eines Abends schlug ich eine andere „Welle“, lang hin auf den Boden!

Entlassung!

Dann besorgte ich die kleinen Ausgänge in die Stadt für die „Mädchen“ in unserer Straße, und ich verdiente gut! Aber meine Mutter bekam Gewissensbisse und sagte, ich würde demoralisiert. Also mußte ich die gutbezahlten Dienste aufgeben!

Eines Abends sagte ich zur Mutter: „Nun geh' ich zur See!“ Ihr graues Gesicht wurde plötzlich rot. Sie erhob die mageren Hände und sagte: „Tue es nicht, Emil!“ — „Warum nicht?“ fragte ich. — Und als ich sah, daß die Mutter meine Hände ergreifen wollte, lief ich fort — auf die Straße; hier traf ich Marie, die mir zehn Pfennig für ein „Pilsener“ gab.

Später, als ich zu „Vett“ gehen wollte, fand ich Mutters Kopfkissen in meiner gewöhnlichen Ecke — ein altes, fettiges, halb-gestopftes Kissen mit steifen Federn, die mich durch die graue Leinwand in den Kopf stachen.

„Du hast Dein Kopfkissen vergessen, Mutter, hier hast Du es!“ Ich gab es ihr. Ich konnte diese Art Sentimentalität nicht leiden! Was, zum Teufel, sollte ich mit einem Kopfkissen für eine einzige Nacht?!

Ich wurde immer magerer, gelber, bössartiger, ich war schlimm gegen meine eigenen Eltern. Wir schimpften und wir schlugen uns. Mutter war hange vor mir; eines Tages packte ich sie am Arm und sie wurde sehr bleich. Der Vater konnte mich wohl bezwingen am Morgen, aber am Abend, wenn er todmüde nach Hause kam, war ich der Stärkste. Nach einer solchen Tour setzten wir uns an dem kleinen Tische einander gegenüber. Die Lampe brannte grau, uns aber glänzte das Feuer in den Augen. Mutter schlich in die Küche, sie hatte Angst, sowohl vor ihrem Manne als auch vor ihrem Sohne.

Eines Abends sagte ich zum Vater: „Stell Dich nur nicht so an! Du bist verrückter als ich und Du hältst Dich mehr ans Bier als ich!“ Er ballte die Hand und ich hörte, wie er mit seinen Holzschuhen an die wackeligen Tischbeine stieß, aber geschlagen hat er mich nicht.

Vor einem Monat wurde ich krank und kam ins Spital. Das kam so: Die Besitzerin einer Wäscherolle hatte auf dem Fenster ihrer Speisekammer einen Teller mit gebratener Leber stehen. Ich stand draußen vor dem Fenster. „Frau Hansen“, rief ich, „da läuft eine große Spinne über die Leber!“ — „Pfui Deibel, jag' sie fort!“ rief die Frau. Ich blieb stehen, starrte hin nach der Leber und lächelte innerlich über meine Lüge. — „Hättest Du Lust zu dieser Leber?“ sagte plötzlich Frau Hansen. — „Ja!“ — Mich hungerte danach und meine Augen leuchteten!

„So esse sie und dann kannst Du mir ein paar Stunden die Rolle drehen“, sagte die Frau. — „Nur eine Stunde, denn die Leber hat einen „Stich!““ sagte ich.

In dem halbdunkeln Gose setzte ich mich auf eine Kiste, den Teller mit der Leber und einem Stück Braten auf den Knien. Es war erstickend heiß an diesem Tage. Die schlechte Luft wälzte aus den offenen Fenstern, die Hitze zitterte an der südlichen, sonnenbeschienenen Wand hinaus, der Kalkverputz dieser Wand schälte sich ab und fiel herunter. Kloake und Retirade stanken entsetzlich. Meine ewig zitternden Rafenflügel saugten diese Däfte ein. Aber das schlimmste von allem: die harte, schwarze Leber roch auch! Und hier und da sah ein kleiner gelber Kleck. — Ich drehte die Stücke um. Oben waren sie schwarz und unten grau. Ich drehte sie wieder um und mein Blick wurde steif. Diese verflüchte Leber! Wenn doch der „Karo“ käme und sie wegschnappte! Ich holte einen Stein, um den Teller zu zertrümmern — — stürzte mich aber — zuerst über die Leber!

Gestank erfüllte die Luft! Aus offenen Fenstern, aus der Retirade und Kloake, aus vermoderten, dunklen Ecken und Löchern! Nach jedem Wiffen spuckte ich aus!

Zwei Tage danach wurde ich todkrank ins Hospital gefahren. Am Tage danach besuchte mich der Vater. Er kam gebeugt und wandelnd in seinem schäbigen Sonntagstaat. Eine Träne rollte über seine mageren schwarzen Waden. Aber ich stellte mich, als ob ich schläfrig wäre, und wollte ihm kaum antworten. Ich dachte: „Du hast mich so oft geprügelt und da weinte ich! Nun ist die Reihe an Dir mit dem Weinen!“ Er beugte sich über mein Bett und legte mir eine Flasche Bier und eine Apfelsine unter das Kissen. Das stimmte mich weicher.

„Kommt Mutter nicht?“ fragte ich. — „Vielleicht Sonnabend, wenn ich meinen Wochenlohn bekomme. Aber sie ist nicht vor die Tür zu bringen in ihrem alten, grauen Kleide.“

In der folgenden Nacht verließ meine Seele ihr zerbrechliches Gehäuse. Und nun treffe ich jede Nacht Brüder und Schwestern im Weltraum. Wie sie die Himmelsleiter heraufschwimmen! Gestern traf ich zehn aus der Sachfengasse. Sie waren gestorben an körperlichem Schwund — abgezehrt, ausgemergelt. Diese Kinder können Lebensschicksale erzählen!

Ich treffe eine Schar aus den Hütten der Landarbeiter! An sich gefahrlos, bei einigermaßen guter Pflege leicht zu über-

windende Krankheiten haben sie dahingerafft! Ich treffe Kinder aus öffentlichen Pflanzgeheimen, aus Kellerwohnungen und Hinterhäusern! Ganze Scharen aus vermoderten Wohnungen! Leidensgenossen mit Brandwunden! Landarbeiterkinder, die verbrannt sind, während die Mutter auf dem Gutshofe fronden muß! Kinder, die vom frühesten Alter in giftigen Fabriken, in den kleinen Werkstätten der Ha-Windindustrie, wozu die Sonne niemals dringen kann, beschäftigt worden sind! Kinder, die von gewissenlosen, geldgierigen Pflanzgeheimen zu Tode gemartert sind, und solche aus den abenteuerlichsten Höhlen und Höhlen!

Wir schweben jede Nacht in großen Scharen unter dem mit Sternen punktierten Gewölbe der Milchstraße — weit umher über Stadt und Land. Aber am liebsten halten wir uns dort auf, wo der Lichtschein der Großstadt in den Weltraum hineinleuchtet.

Hier atmen wir den Dunst, den Staub und die Hitze, wie wir es bei Lebzeiten gewohnt waren. Wir hören der Lebenden Stöhnen von unten heraufdringen! Und wir singen froh: „Halleluja! Wie gut, daß wir dem entronnen sind!“

Kleines Feuilleton.

Theateragentenkünste. Der englische Musikschriftsteller Claude Trevor entwirft in der „Daily Mail“ ein Bild von dem Verhältnis der Opernkünstler zu manchen ihrer Agenten. Trevor hat die meisten seiner Beobachtungen in Mailand, dem „Stimmenmarkt“ des italienischen Opernwesens, gesammelt, hat als junger Mensch, ebenfalls in Mailand, gleiche Erfahrungen gemacht und meint, daß nach seiner Kenntnis der Dinge die gleichen Mißstände in allen Musikzentren Europas und Amerikas wiederkehren. Die großen und angesehenen Agenten, die mit strenger Gewissenhaftigkeit ihren schwierigen und aufreibenden Beruf versehen, haben bitter darunter zu leiden, daß sich nur allzu viel Elemente zur Tätigkeit eines Theateragenten drängen: Elemente, die das Ansehen des Berufes schwer beeinträchtigen und die Künstler zum Gegenstand einer oft geradezu betrügerischen Ausbeutung machen. Sie greifen zu Kniffen, die, wie durchsichtig sie auch sind, von den leicht entusiastmierten Sängern und Sängerinnen in Augenblicken der Notlage nicht erkannt werden.

Natürlich wird zu solchen Raubzügen die geeignete Zeit gewählt: der Schluß der Saison, wenn das Gespenst der Engagementslosigkeit fester Formen annimmt und das Portemonnaie immer dünner wird. Da eröffnete in Mailand Herr A. seine Agentur, sorgte durch geschickte Neklame und Mittelsmänner dafür, daß man in Theaterkreisen erfuhr, er sei der Agent eines großen amerikanischen Impresarios, der drei Gesellschaften zu einer Tournee durch die Vereinigten Staaten zusammenstellte: und alsbald war das Bureau des Herrn Agenten von ungezählten Hunderten von Sängern und Sängerinnen belagert, von Künstlern, die mit irdischen Glücksgütern nicht gesegnet waren und mit klopfendem Herzen auf die glänzenden amerikanischen Engagements warteten. Allein, ehe man vorsingen durfte, mußten 30 Frank Subskription bezahlt werden: der Abonnementspreis für ein von Herrn A. herausgegebenes Theaterblatt, ferner 2 Frank für die Begleitung während des Vorsingens. Mehr braucht wohl kaum erzählt zu werden: eines schönen Tages, als die Brieftasche des Herrn Agenten genügend gespickt und geschwellt war, waren die Porten des Bureaus geschlossen und der Mann abgereist, höchstwahrscheinlich, um in anderen Musikstädten seinen Kniff zu wiederholen.

Die „Theaterzeitschrift“ ist überhaupt ein beliebtes Mittel solcher Herren, um sich ein ansehnliches Einkommen zu schaffen. Bei ihnen wird ein engagementsuchender Künstler niemals zum Vorsingen kommen, so lange er nicht sein Abonnement angemeldet und bezahlt hat. Die Verträge, die mit unerfahrenen oder in Notlage befindlichen jungen Künstlern und Künstlerinnen geschlossen werden, enthalten fast immer Bestimmungen, über deren Tragweite die oft in geschäftlichen Dingen wenig unterrichteten Sänger — besonders Anfänger — sich selten klar werden. Dann werden kurze Saisonengagements abgeschlossen, bei denen die kaum zur Bestreitung des Lebensunterhaltes in den teureren Orten reichen. Die Sängerinnen aber, die von diesen Lebensverhältnissen im fernem Auslande wohlweislich nichts erfuhr, sitzt dann nach vier Wochen engagementslos in der Fremde: und muß mit einemmal bemerken, daß sie nicht die Rückfahrt erhält. Denn davon steht nichts im Vertrag, und das Willst zur Einfahrt drückte man ihr beim Abschluß des Vertrages wortlos mit der Miene der Selbstverständlichkeit in die Hand.

Geschichtliches.

Chinesischer Handel im Mittelalter. Zwei der besten Kenner der chinesischen Kultur und Geschichte, Professor Friedrich Hirth an der Columbia-Universität und der berühmte Forschungsreisende Nothhül, haben einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der Stellung Chinas zu den anderen Ländern der Erde im Mittelalter geliefert, nämlich die Uebersetzung des chinesischen Werkes des Chaujuna, das einen ausführlichen Einblick in den

Handel zwischen den Chinesen und Arabern während des 12. und 13. Jahrhunderts gewährt. Die Chinesen haben einen überseeischen Handel selbst nur dann getrieben, wenn keine seefahrende Nation des Westens ihn vermitteln wollte. Sobald fremde Seefahrer in ihren Häfen erschienen, stellten sie selbst ihre Unternehmungen zur See gern wieder ein. Die Pioniere des Westens in China waren die Araber, die erst sehr viel später, nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, durch die Portugiesen und dann auch bald durch andere seefahrende Völker ersetzt wurden.

Im späteren Mittelalter war Canton der Platz, der fast ausschließlich den Verkehr mit den Fremden beherrschte und auch von der chinesischen Regierung um dieses Vorrangs willen unterstützt und gepflegt wurde. Die Einfuhr in Canton wurde eigentümlich gehandhabt. Alle Importeure sollten möglichst gleich gestellt werden. Deshalb blieben die Waren so lange in den Staatsspeichern, bis das letzte Schiff der Handelsaison eingelaufen war. Erst dann wurden die Güter den Besitzern zum Verkauf ausgeliefert, indem die Regierung 30 Proz. als Zollabgabe zurückbehielt. Dadurch wurde es verhütet, daß die ersten Ankömmlinge den Vorteil des Marktes zum Schaden derer wahrnehmen konnten, die durch eine längere Reise oder durch Unbill der Bitterung erst später in den Hafen gelangt waren. Die Begünstigung der Einfuhr durch die Regierung verursachte ein so starkes Zutrommen von Waren, daß sie sich bereits gegen Ende des 10. Jahrhunderts nicht immer leicht unterbringen ließen. Sogar solche Kostbarkeiten wie Elefantenzähne, Rhinoceroshörner, Perlenkürze, Weihrauch, aromatische Stoffe und dergleichen stiegen in wenig mehr als 100 Jahren auf das Zehnfache des Betrags. Die Regierung begnügte sich infolgedessen auch dauernd mit dem erwähnten Anteil am Wert, ohne ihn zu steigern. Schmuggel wurde freilich aufs strengste bestraft, und wer die chinesischen Strafen kennt, wird sich nicht wundern, daß die Handelsleute die Bestimmungen nicht zu verlegen wagten.

Das Werk enthält auch viele fesselnde Mitteilungen über den Zustand, die Erzeugnisse und Sitten anderer Teile des fernen Ostens. So wird von dem König von Kambodscha berichtet, daß er 2000 Kriegselefanten und dazu 4 große Elefanten aus Bronze besaß, die als Wächter vor einem Tempel seiner Hauptstadt standen. Sein Thron war aus sieben Stoffen gefertigt, die damals als der Zubegriff aller Kostbarkeiten galten. Zu Annach zeigte sich der König vor seinem Volk nur auf einem Elefanten reitend. Er war von einer Amazonengarde von 30 Jungfrauen umgeben, die mit Schwert und Schild bewaffnet waren. Sehr kriegerisch aber kam das Volk dieses Königs kaum gewesen sein, denn es wurde für nötig gefunden, vor einer Schlacht die Truppen zu je fünf aneinander zu binden. Versuchte einer von diesen die Flucht zu ergreifen, so wurden alle fünf zum Tode verurteilt.

Die größten Wunder werden von den Schätzen Cehlons berichtet. Der Palast des Königs war mit Rubinen, blauen und roten Edelsteinen, Karneol und anderen Juwelen verziert, sogar der Fußboden. In jedem der beiden Flügel des Palastes befand sich ein Baum, dessen Stamm und Zweige aus lauterem Gold verfertigt waren, während die Blätter, Blumen und Früchte wieder aus Edelsteinen gebildet waren. Der König hielt, wenn er auf dem Thron saß, einen Edelstein in der Hand, der 5 Zoll im Durchmesser hatte und selbst bei Nacht wie eine Fadel leuchtete. Er hatte außerdem die wunderbare Eigenschaft, dem König, der bereits über 90 Jahre alt war, ein jugendfrisches Aussehen zu bewahren, wenn der Herrscher sein Gesicht täglich mit dem Stein rieb.

Solche Wundermärchen mußten den Händlern helfen, das Interesse für ihre Waren aus fernen Ländern anzufachen. Die Dichtung hat in der Geschichte der Handelsrekame eine ansehnliche Rolle gespielt.

Volksskunde.

Arzneimittel im Volkswitz. Wie sich in Niederdeutschland Volkswitz und Volkswitz durch Umbildungen mancherlei Art mit den Namen volkstümlicher Heil- und Arzneimitteln abgefunden haben, zeigte Dr. H. v. Meiche in einem amüsanten Vortrag, den er im Hamburger Quaidorn gehalten hat. Er gab damit ein bemerkenswertes Stück Sprach- und Kulturgeschichte. Am häufigsten sind die Umbildungen volksethmologischer Art, in denen sich der gemeine Mann die ihm unverständlichen Namen auf seine Weise „verdeutschte“. Da wird z. B. Radix Valeriana zu Volder oder Vallerjahn, Digestiv zu Dick und Stief, Foenum Graecum zu Fime Margret, Oleum Petras zu Olen Peter, Oleum Lauri zu Alte Lore, Opodeldok zu Abedillendok, Dodillenaat zu Dulle Deerniaat, Oblate zu Abendblatt und, eine fast geniale Umbildung, Unquentum Neapolitanum zu Ungewendtem Kapotium. Diesen ernsthaft gemeinten Kamengebungen gegenüber stehen die scherzhaften, in denen der Volkswitz die Wirkung der betreffenden Mittel herb und drastisch bezeichnet. Es kommt heute noch vor, daß ein niederdeutscher Bauernjunge in der Dorfapotheke ein Mittel für gewisse Verdauungsstörungen haben will und sagt: „Hörn Großchen Achter mi lamm kum“ oder auch: „För tein Penn Dapper un geschwind“. Der scharf riechende Salmiatgeist wird sehr schlagkräftig „Krabbel de Wand rup“ genannt.

In all diesen teils willkürlich verflümmelnden, teils unwillkürlich volksethmologischen Neubildungen zeigt sich ein sprachdöperischer Trieb. Dem Sprachforscher bietet sich hier ein neues, noch wenig bekanntes Arbeitsfeld.